

Unverkäufliche Leseprobe



Ewald Frie
Die Geschichte der Welt
Neu erzählt von Ewald Frie

2023. 464 S., mit zahlreichen Abbildungen und 28 Karten
ISBN 978-3-406-81749-6

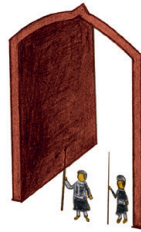
Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/36694562>

© Verlag C.H.Beck oHG, München
Diese Leseprobe ist urheberrechtlich geschützt.
Sie können gerne darauf verlinken.

Die Geschichte der Welt

Neu erzählt von Ewald Frie

Die Geschichte der Welt wird bis heute von Europa aus erzählt. Höchste Zeit für einen frischen Blick für Jung und Alt: Australien wurde von *Homo sapiens* früher besiedelt als Europa. Menschen fuhren tausende Kilometer über den offenen Pazifik, als die Römer noch ängstlich an der Küste entlangsegelten. Die Pyramiden und Städte Amerikas können es mit Babylon und Ägypten aufnehmen. Und während Westeuropa in der Neuzeit Glaubenskriege führte, erstreckte sich ein multikultureller Handelsraum von Ungarn bis Südindien. Aber natürlich geht es auch um die Barbaren im Abendland: Ewald Frie erzählt von ihren Entdeckungen und Eroberungen, ihren Revolutionen und Kriegen, die die Welt verändert haben. Seitdem wird unser Planet zu einer globalen Megacity, in der sich die Reichen von den Armen abschotten und trotzdem alle miteinander vernetzt sind. Und die Megacitys dieser Welt liegen heute da, wo es schon vor Jahrtausenden die größten Städte gab: außerhalb Europas.



Die Geschichte der Welt

Neu erzählt von Ewald Frie



Illustriert von
Sophia Martineck



C.H.Beck



1. und 2. Auflage. 2017
3. Auflage. 2018
4. Auflage. 2019

Mit 28 Karten von Peter Palm
© Peter Palm, Berlin

5. Auflage. 2024

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2017
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses,
Werks zum Zwecke des Text und Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: Pustet Regensburg
Umschlaggestaltung: Sophia Martineck, Berlin
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier
(hergestellt aus chlorfrei gebleichtem Zellstoff)
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 71169 5



umweltbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Inhalt

1. Raum und Zeit 11

- James Cook entdeckt die Welt 15
- Verwobene Welten 28
- Dionysius Exiguus ordnet die Zeit 32
- Vor und nach Christus: Eine Zeitrechnung setzt sich durch 39
- Andere Räume, andere Zeiten 41

2. Afrika 45

- Die ersten Menschen 45
- Die Eroberung der Erde 50
- Die Weltbevölkerung: Wachstum und Katastrophen 52

3. Babylon 59

- Menschen werden sesshaft 59
- Die Erfindung der Schrift 67
- Städte, Bauern und Nomaden im Zweistromland 70
- Assyrien und Babylon im 1. Jahrtausend v. Chr. 75

4. Barygaza 79

- Das Handelsnetz des Indischen Ozeans im
1. Jahrhundert n. Chr. 79
- Ideen und Religionen unterwegs 90
- Handelswege zwischen China und Indien 95
- Karawanen auf der Seidenstraße 96

5. Ganges 99

Südlich von Hindukusch und Himalaya 99

Die Induskultur um 2000 v. Chr. 103

Die Veden und der Hinduismus 105

Das Maurya-Reich und der Buddhismus im
3. Jahrhundert v. Chr. 109

Das hinduistische Gupta-Reich 113

6. Chang'an 119

Leben in einer Millionenstadt im 7. Jahrhundert n. Chr. 122

Langer Fluss und Gelber Fluss 130

Die Sui- und die Tang-Dynastie im Chinesischen Reich 132

Die Rebellion des An Lushan 138

7. Byzanz 141

Das China des Westens 141

Phönizier und Griechen 148

Republik und Kaiserherrschaft: Rom regiert die Mittelmeerwelt 149

Diokletian, Konstantin und die Christen im 4. Jahrhundert 153

Konstantinopel und das Byzantinische Reich 156

Perser, Muslime, Christen: Roms ungleiche Erben 162

8. Shidebaj 165

Reiternomaden in den Steppen Zentralasiens 169

Dschingis Khan und das mongolische Weltreich des
13. Jahrhunderts 173

Pax Mongolica – ein Friedensreich? 179

9. Das Moche-Tal 183

Vor 1500: Eine Erde, zwei Welten 186

Keramik erzählt amerikanische Geschichte 188

Olmeken, Maya und andere 193

10. Tenochtitlán und Cuzco 197

Nach 1500: Zwei Metropolen und ihr Ende 197

Der Atlantik wird überwunden 205

Der Irrtum des Kolumbus 208

Neu-Spanien und Neu-Kastilien 212

Das portugiesische Brasilien 217

Nachzügler Nordamerika 219

11. Kilwa 223

Wo ist Afrika? 223

Swahili – Handel und Wandel vom 13. bis zum
16. Jahrhundert 228

Die Ruinen von Groß-Simbabwe 230

Kilwas Untergang 232

Afrikanische Reiche 235

Sklaverei und Sklavenhandel 238

12. Shahjahanabad 243

Das indische Mogulreich 246

Steuern und Herrschen: Das Mansab-System 250

Shahjahanabad und andere Wunder 252

Vom Glanz des 16. und 17. Jahrhunderts 256

Thronfolgekämpfe und die Macht der Fürsten 259

Indien wird Teil des British Empire 261

13. Cap Français 265

Der revolutionäre Atlantik, 1770 bis 1850 265

Zucker und Kaffee aus der Karibik 270

Verwobene Revolutionen: In Frankreich ... 275

... und in Saint Domingue 277

Revolutionen in Lateinamerika 284

14. Amerika! 287

- Die Amerikanische Revolution, 1770 bis 1800 287
- Der Staat in Amerika und Europa 295
- Einwanderer gegen Sesshafte 297
- Nord gegen Süd: Der Bürgerkrieg 1861 bis 1865 301
- Boom und Big Business 305

15. Hokkaido 309

- Kolonisierung im wilden Norden Japans 309
- Leben unter den Tokugawa-Shogunen vom 17. bis zum 19. Jahrhundert 314
- Die Barbaren kommen 318
- Die Meiji-Restauration ab 1868 320
- Auf Augenhöhe: Das japanische Empire 323

16. Berlin 331

- Der Newcomer unter den Städten 331
- Preußen, Habsburg und die Revolution von 1848 335
- Bismarck und das deutsche Kaiserreich 342
- Laboratorium der Moderne 346
- Weltkriege und Bürgerkriege, 1912 bis 1945 350
- Teilung und Vereinigung: Die Berliner Mauer 357

17. Sankt Petersburg 361

- Wie sieht die sozialistische Zukunft aus? 361
- Die Stadt des Zaren 365
- Petrograd 1917/18: Weltkrieg und Weltrevolution 369
- Stalin, die Moderne und der Terror 375
- Die Leningrader Blockade 1941 bis 1944 378
- Der real existierende Sozialismus 381
- Überwältigter Reformier: Gorbatschow 383

18. Der Volta-See 385

- «Golden Age»: Ghana startet durch 385
- «Wind of Change»: Die Kolonien in Afrika werden unabhängig 389
- Die britische Musterkolonie 393
- Aufstieg und Fall des Kwame Nkrumah 396
- Nach dem Boom 402

19. Kairo 405

- Megacity des 21. Jahrhunderts 405
- Die arabische Welt 411
- Streit um Palästina 416
- Nasser, die arabische Nation und die Moderne 419
- Der Islam ist die Lösung? 422

20. Die Welt 429

- Die globale Megacity 429
- Das internationale 19. Jahrhundert: Vom Wiener Kongress zum Olympischen Komitee 434
- Weltregierung Völkerbund, 1919 bis 1946 439
- Nach dem Zweiten Weltkrieg: Von der UNO bis zu Greenpeace 441
- Global Community 449

Anhang

- Nachwort 453
- Literatur 460

1. Raum und Zeit



Vierhundert Seiten für die Zeit von den Neandertalern bis heute – so habe ich Freunden in den letzten Jahren erklärt, woran ich gerade arbeite. Vom Faustkeil zum Computer, vom Bisonfleisch zum Burger, von Grotten zu Hochhäusern, von Hockgräbern zur Urnenbestattung, vom Familienclan zum Staat und zu den Vereinten Nationen. Eine Geschichte des Fortschritts. Wie schön.

Die Schwierigkeiten beginnen beim Nachdenken, wie immer. Es haben gar nicht alle Neandertaler Bisonfleisch gegessen, weil Bisons nicht überall dort lebten, wo Neandertaler sich aufhielten. Manche haben Datteln und Grassamen, Schnecken und Muscheln verzehrt. Manche Neandertaler haben nicht in Grotten gelebt, sondern Unterstände aus Mammutknochen und Fellen gebaut. Und zeitgleich mit den Neandertalern lebten andere Menschenarten in anderen Teilen der Erde. Sie sahen anders aus, hatten andere Fähigkeiten, eine andere Kultur. Archäologen zeigen das anhand der ganz unterschiedlichen Gräber. Unterschiedliche Menschengruppen hatten auch unterschiedliche Sprachen. Trotzdem haben in Europa Neandertaler und anatomisch moderne Menschen







gemeinsam gelebt und gemeinsam Kinder gezeugt. Der Ausgangspunkt der Weltgeschichte ist also gar kein Punkt. Er ist ein großer Raum voller Nebel. Sehr unterschiedliche Dinge passierten dort gleichzeitig, über die wir nicht viel wissen.

Um die Gegenwart steht es nicht besser. Burger schmecken nicht allen, auch Bisonfleisch findet noch Anhänger. Viele Menschen leben nicht in Hochhäusern und wollen das auch gar nicht. In Mitteleuropa lassen sich zwar immer mehr Menschen in Urnen bestatten, aber Menschen in anderen Regionen wollen unbedingt anders beerdigt werden. Die allermeisten Staaten dieser Erde funktionieren nicht so, wie die Vereinten Nationen sich das vorstellen. Auch in der Gegenwart leben also sehr unterschiedliche Menschengruppen mit sehr unterschiedlichen Fähigkeiten, Kulturen und Sprachen. Im großen Raum der Gegenwart ist es aber weniger neblig, weil wir viel mehr voneinander wissen und noch viel mehr voneinander wissen könnten, wenn wir nur die Zeit aufbrächten, all die Informationen zur Kenntnis zu nehmen, die verfügbar sind. Auch die Gegenwart ist komplex, nur in anderer Weise.

Zwischen dem ungewissen Anfang und dem ungewissen Ende der Weltgeschichte ist nicht nur Fortschritt. Geschichte ist kein Staffellauf, bei dem durchtrainierte Menschen nach einem vorher festgelegten Plan in rasender Geschwindigkeit und großartiger Feinabstimmung einen Stab weitergeben und schließlich ins Ziel tragen. Zwischen Anfang und Ende sind viele Menschen, die sich austauschen oder gar nichts voneinander wissen, die lernen und vergessen, die herrschen und beherrscht werden, die glücklich sein wollen und dabei oft scheitern. Weltgeschichte ist kein Parcours für Helden. Sie ähnelt eher einem von allen Menschen ohne Anleitung und daher chaotisch gewebten Teppich mit Löchern und Rissen, mit dicken und dünnen Stellen, mit kurzen und langen Fäden, mit tausenden nicht zueinander passenden Farben. Milliarden von Menschen haben ihr Handeln, Reden und Denken in diesen Teppich hineingewebt, ohne größeren Plan zumeist, aber doch im Wissen darum, was gerade zu tun, zu reden oder zu denken war. Manche Fäden wurden von anderen Menschen weitergesponnen und -gewebt, andere nicht. Würden wir den Teppich anheben, könnten wir an dieser einen Stelle die unterschiedlichen Wirkungen, die Verbindungen, losen Enden, Löcher und Risse genauer betrachten. Vielleicht würden wir sogar Muster erkennen.



Ein chaotisch gewebter Teppich mit Rissen und Löchern mag weniger beeindruckend erscheinen als ein Staffellauf athletischer Helden. Aber so ist die Geschichte. Dies zu zeigen, tritt nun der erste Mensch auf, der die Welt im Ganzen gesehen hat: Captain James Cook besuchte auf drei großen Reisen Ende des 18. Jahrhunderts alle Kontinente und fand außerdem heraus, dass es keinen weiteren Kontinent gibt. In den Teppich der Geschichte hat er lange Fäden hineingewebt, die in alle Weltregionen und bis zu uns reichen. Wenn wir Leben und Sterben von James Cook genauer anschauen, werden wir verstehen, warum es sich lohnt, die Geschichte der kleinen wie der großen Leute anzuschauen, der Helden wie der Scheiternden, des Fortschritts wie des Abbruchs und Vergessens.

James Cook entdeckt die Welt

James Cook war der Sohn eines armen Landarbeiters von der englischen Ostküste, geprägt von den Härten des vorindustriellen Landlebens. Mit seinem Vater zog er immer wieder um, auf der Suche nach Arbeit und Auskommen. Spätere Weggefährten berichten von seiner Fähigkeit, nahezu jede Nahrung essen und verdauen zu können. Von seinen sieben Geschwistern erreichten nur zwei Schwestern das Erwachsenenalter, die anderen starben früh. Cook ging bei einem Kaufmann in die Lehre und fuhr dann zur See. Er musste nicht als einfacher Matrose anfangen, sondern hatte Handelsaufträge zwischen seiner Heimatregion und London. Cook kam weit herum, fuhr nach Norwegen und Russland. Meistens aber ging es nach London, dem geschäftlichen Schwerpunkt seines Patrons.

Nicht nur James Cook machte in der Seefahrt seinen Weg nach oben. Das gesamte Transportwesen verbesserte sich durch den Bau von Kanälen und Straßen, Häfen wurden ausgebaut, neue Schiffstypen entwickelt. England stand am Anfang der Industrialisierung. Der Londoner Hafen boomte. Cook knüpfte dort nützliche Kontakte und lernte auch seine spätere Frau Elizabeth kennen. Mitte der 1750er Jahre wechselte er zur Marine, wo er – wissbegierig, zuverlässig, ehrgeizig – schnell auf sich aufmerksam machte. Dabei kam ihm der Siebenjährige Krieg von 1756 bis 1763 zu Hilfe – in Europa als Krieg des preußischen Königs



Die drei Weltreisen des Captain Cook, 1768–1779

- ◆— Erste Reise *Endeavour* (1768–1771)
- ◆- Zweite Reise *Resolution* (1772–1775)
- ◆- Dritte Reise *Resolution* (1776–1779)
- ...◆... Fortsetzung der dritten Reise nach Cooks Tod unter dem Kommando von Charles Clerke und John Gore (1779–1780)







Friedrich II. gegen alle Großmächte des Kontinents bekannt. Unterstützung erhielt Friedrich nur von den Briten. Aus ihrer Sicht ging es um ein weltweites Ringen mit den Franzosen. Gekämpft wurde in Nordamerika, wo verschiedene Indianergruppen ihre Ziele mithilfe der Briten und Franzosen erreichen wollten (weshalb der Krieg dort «French and Indian War» heißt). Gekämpft wurde in Indien, wo sich Briten und Franzosen ebenfalls mit Einheimischen verbanden. In Europa finanzierten die Briten den Krieg der Preußen. Aus amerikanischer, indischer und wohl auch aus Cooks Perspektive war der europäische Krieg Teil eines Weltkrieges.

Cook erhielt erste Kommandoposten auf dem europäischen Kriegsschauplatz. 1757 wurde er Kapitän. 1758 segelte er nach Kanada, um dort die Franzosen zu bekämpfen. Captain Cook beschäftigte sich nicht nur mit Gefechten, sondern auch mit Landvermessung. Er stellte zuverlässige Karten im Bereich des Sankt-Lorenz-Stroms her, die den Briten bei der Kriegsplanung zugute kamen. 1762 gehörte er zu der Flotte, die die Franzosen aus Neufundland vertreiben sollte. Er erhielt den Auftrag, zunächst Teile, dann die ganze Insel vor dem Sankt-Lorenz-Golf zu kartographieren, eine Aufgabe, die ihn bis weit nach Kriegsende beschäftigte. Nebenbei interessierte er sich für Astronomie, eine für die Orientierung auf hoher See lebenswichtige Wissenschaft. 1762 fand er Zeit, um in London zu heiraten. Doch Elizabeth bekam ihren Mann auch in den folgenden Jahren nur gelegentlich zu sehen. Meist war er auf See. Und das Unglück von Cooks Vater in Familiendingen wiederholte sich bei dem erfolgreichen Sohn und seiner Frau: Ihre sechs Kinder starben früh, Elizabeth überlebte sie alle.

Warum Cook wenige Jahre nach Kriegsende den Auftrag für eine Mission in den Südpazifik erhielt, ist nicht bekannt. Wir können nur spekulieren: Cook galt mittlerweile als erfahrener und umsichtiger Schiffsführer. Er verfügte über gute Kontakte in der Londoner Politik- und Marineszene. Er kannte das Schiff, mit dem er segeln sollte. Die «Endeavour» hatte zuvor unter dem Namen «Earl of Pembroke» Kohle in den Küstengewässern Englands transportiert. Mit Schiffen wie diesen hatte Cooks Karriere einmal angefangen. Der offizielle Auftrag passte außerdem gut zu seinen astronomischen Interessen: Der Venusdurchgang durch die Sonne sollte unter den besonders guten Bedingungen der Südsee beobachtet werden. Damit würde es möglich sein, die Entfernung der Erde zur Sonne genau zu berechnen und so die Position von Schiffen auf dem offenen Meer genauer zu



bestimmen. Für den geheimen Nebenzweck der Reise waren Cooks kartographische Kenntnisse von großem Nutzen: Wenn der astronomische Auftrag erfüllt war, sollte der große Südkontinent gesucht werden.

Die «Endeavour» segelte allein. An der zweiten und dritten Reise Cooks waren mehrere Schiffe beteiligt. Das bedeutete bei Seenot eine Lebensversicherung, die Cook den Beteiligten seiner ersten Weltreise nicht bieten konnte. Auf See konnte zu diesem Zeitpunkt nur der Breitengrad, nicht aber der Längengrad zuverlässig bestimmt werden. Seekarten waren unzuverlässig. Wenn heftige Stürme ein Schiff über die See getrieben hatten, war es nicht einfach, anschließend herauszufinden, wo man sich eigentlich befand. Die Mannschaft war den Launen der Witterung und den Fähigkeiten des Kapitäns ausgeliefert. Umgekehrt war der Kapitän ohne seine Mannschaft verloren. Für ihn war die größte Gefahr nicht die Meuterei, die selten vorkam und als verabscheuungswürdige Aufkündigung der Schicksalsgemeinschaft Segelschiff schwer bestraft wurde. Die größte Gefahr waren Krankheiten, besonders der Skorbut. Diese damals kaum verstandene Vitamin-C-Mangelkrankheit war eine Folge der eintönigen Schiffskost. Ganze Schiffsbesatzungen litten dann an Zahnausfall, Hautblutungen, Muskelschwund, Fieber, Durchfall und allgemeiner Körperschwäche. Weil Segelschiffe – Dampfschiffe kamen erst hundert Jahre später auf hoher See zum Einsatz – nur mit harter körperlicher Arbeit vieler Männer auf Kurs gehalten werden konnten, war der Skorbut mit seinem hohen und dann nicht mehr zu stoppenden Krankenstand eine tödliche Gefahr. James Cook muss neuere Forschungsergebnisse gekannt haben, als er sich entschied, Sauerkraut an Bord zu nehmen und während der Reise immer wieder frisches Obst, Gemüse und Kräuter zu bunkern. Die Matrosen mochten das Sauerkraut nicht und fanden die Mühe übertrieben, die bei Landgängen auf das Sammeln von Kräutern verwendet wurde. Aber sie begannen die Auswirkungen der für sie merkwürdigen Maßnahmen ihres Kapitäns bald zu schätzen. Die Todesrate auf der «Endeavour» und den späteren weltumsegelnden Schiffen Cooks war vergleichsweise gering. Seine Schiffsführung galt als streng, aber besonnen.

Für Menschen des 21. Jahrhunderts ist das Leben auf der «Endeavour» schwer vorstellbar. Das Schiff war knapp 40 Meter lang und knapp 9 Meter breit: wie ein Fußballstraßraum, der schon deutlich vor dem Elfmeterpunkt endet. Auch wenn es natürlich mehrere Stockwerke hatte, war das nicht viel Raum



für vierundneunzig Personen, die technisches Gerät und Proviant für Jahre mit sich führten und oft monatelang kein Land sahen. Unter den Passagieren befand sich der Gentleman-Wissenschaftler Joseph Banks, der mit zwei schwedischen Naturforschern, zwei Zeichnern, vier Dienern und zwei Hunden reiste. Der Rest der Mannschaft – Matrosen und Soldaten mit mehreren Hierarchiestufen, daneben Zimmerleute, Waffenschmiede, Segelschneider, Köche und Bäcker – muss ein viel geringeres Bedürfnis nach Privatheit und überhaupt Platz gehabt haben als Banks und natürlich auch als wir heute. Für Matrosen gab es keine Schlafplätze. Sie befestigten ihre Hängematten über den Tischen der Messe, dem Essraum. Über Kleidung zum Wechseln denken wir besser gar nicht nach. Cook setzte immerhin durch, dass sich alle Schiffsbewohner einmal wöchentlich wuschen, mit Meerwasser natürlich. Georg Forster, ein junger deutscher Botaniker, Zeichner und späterer Professor und Revolutionär, der auf der zweiten Reise zum Ersatz für die Banks-Gruppe gehörte, beschwerte sich in seinen Aufzeichnungen über den Gestank einiger neuseeländischer Maori. Der Morgengeruch in der Messe seines eigenen Schiffes hätte uns sicher auch beeindruckt.

Banks war nicht zu seinem Vergnügen an Bord. Neben der Beobachtung des Venusdurchgangs und der Suche nach dem Südkontinent hatte die «Endeavour» auch ein wissenschaftliches Programm: Fremde Menschen, Tiere, Pflanzen, Steine und Erden sollten dokumentiert werden. Die 1760er und 1770er Jahre waren eine Hochzeit aufgeklärter Wissenschaft. Die Europäer verglichen ihre Zivilisation mit anderen. Sie sammelten und kategorisierten Wissen, um sich selbst zu verstehen und den Fortschritt des Menschengeschlechts zu befördern. Deshalb die Zeichner und Wissenschaftler.

Die Briten überquerten den Atlantik und legten in Rio de Janeiro einen Zwischenstopp ein. Sie umfuhren dann Feuerland und das Kap Hoorn im Süden des heutigen Chile und steuerten Matavai Bay auf Tahiti im südlichen Pazifik an. Dessen Lage war aus früheren Expeditionsreisen gut bekannt. Die Bewohner galten als gastfreundlich und machten ihrem Ruf während des dreimonatigen Aufenthalts der Schiffsbesatzung alle Ehre. Der für die Venusbeobachtung zuständige Astronom baute ein Observatorium auf, das ebenfalls auf der «Endeavour» Platz gefunden hatte. Nachdem seine Arbeit getan war, begann die eigentliche Entdeckungsreise. Auf Tahiti ließen die Briten europäische Güter zurück,



die es dem Chef des lokalen Pomare-Clans ermöglichten, sich zum wichtigsten Oberhaupt von ganz Tahiti aufzuschwingen. Zu ihrem Erbe gehörten auch Geschlechtskrankheiten, die bis dahin in der Südsee unbekannt gewesen waren und für die es keine Heilung gab.

Captain Cook nahm in Tahiti Tupaiia an Bord, einen Priester, der sich in der Region auskannte. Mit seiner Hilfe wurde zunächst die reiche Inselwelt westlich von Tahiti erkundet, dann ging es bis über den 40. Breitengrad nach Süden, wo allerdings kein Land mehr gefunden wurde. Cook wandte sich dann nach Westen, wo nach früheren holländischen Angaben ein «Neuseeland» liegen musste. Er traf im Oktober 1769 bei dem heutigen Städtchen Gisborne auf die Nordinsel. Die folgenden sechs Monate verbrachte er mit der sorgfältigen kartographischen Aufnahme Neuseelands. Nun waren nicht mehr die geographischen, wohl aber die Sprachkenntnisse Tupaiias von großem Nutzen. Überraschenderweise wurde die Sprache Tahitis auch mehr als 4000 Kilometer südwestlich noch verstanden. Cook und seine Leute hatten vor den ebenso wissbegierigen wie kriegerischen neuseeländischen Maori großen Respekt. Zu Recht: Etliche Weiße wurden bis Mitte des 19. Jahrhunderts in Neuseeland umgebracht und auch verspeist, weil sie – teils unbewusst, teils fahrlässig – die Regeln der Maori missachtet hatten. In Neuseeland ist James Cook bis heute eine sehr bekannte und geschätzte Person, weil er das Land auf die Weltkarte gebracht hat und den Maori respektvoll begegnet ist. Cooks wichtigster Biograph, der auch seine Logbücher herausgegeben hat, war Neuseeländer: John Beaglehole.

Von Neuseeland aus steuerte Cook Richtung Westen, wo «Neuholland» liegen sollte, das spätere Australien. Dessen Westküste – wo heute Perth liegt – war von dem Niederländer Abel Tasman schon mehr als einhundert Jahre zuvor in groben Zügen aufgezeichnet worden. Von der östlichen Ausdehnung war jedoch nichts bekannt. Cook segelte die gesamte Ostküste entlang, von Tasmanien ganz im Süden bis Cape York in den Tropen. Erneut erstellte er Karten. Kontakte mit den Australiern blieben selten und flüchtig. Im Gegensatz zu den Maori waren sie am Handel mit den Weißen nicht interessiert. Tupaiias Sprachkenntnisse versagten. Die Australier, von den Europäern später «Aborigines» genannt, gehörten ganz offensichtlich einer anderen Menschengruppe an als die Tahitianer und Maori. Cook nahm an, sie seien glücklichere Menschen als die Europäer, weil sie all die Bedürfnisse nach Gütern und Bequemlichkeiten nicht hätten, denen die



Weißten zeit ihres Lebens nachjagten. Er empfahl Botany Bay in der Nähe des heutigen Sydney als möglichen Standort für einen britischen Stützpunkt. Keine zwanzig Jahre später wurde hier eine Strafkolonie gegründet, die am Anfang der europäischen Besiedlung Australiens und der weitgehenden Vernichtung der Aborigines, ihrer Sprachen und Kulturen stand.

Rund 2500 Kilometer nördlich von Botany Bay, in der Nähe des heutigen Cooktown, wäre die «Endeavour» beinahe im Irrgarten des Great Barrier Reef irreparabel beschädigt worden. Es gilt als eine der seefahrerischen Meisterleistungen Cooks, sie nach den notwendigsten Reparaturen durch das Reef hindurch auf die offene See zurückgesteuert zu haben. Nun ging es Richtung Heimat: zunächst durch die Torres Strait nach Batavia, einem holländischen Stützpunkt, der heute Jakarta heißt und die Hauptstadt Indonesiens ist. Hier erkrankte ein Großteil von Cooks Crew. Ob es Malaria oder die Ruhr, eine Durchfallkrankheit, war, ist umstritten. Sicher ist, dass zu den wenigen Todesopfern Tupaia gehörte, der Priester aus Tahiti, der Cook so wichtige Dienste geleistet hatte. Von Batavia ging es über den Indischen Ozean mit einem Zwischenstopp in Kapstadt an der Südspitze Afrikas zurück nach London, wo die «Endeavour» am 17. Juli 1771 eintraf.

Commander Cooks zweite Reise hatte keine astronomischen Ziele mehr, sondern diente vorwiegend dem Zweck, den mysteriösen großen Südkontinent, die «terra australis incognita», zu finden oder eben sein Nichtexistieren zu beweisen. Drei Sommer lang – 1772/73, 1773/74 und 1774/75, der Sommer dauert auf der Südhalbkugel der Erde von Dezember bis März – segelte Cooks «Resolution» so weit wie eben möglich durch die südlichen Breiten des Globus, zunächst begleitet von einem zweiten Schiff, der «Adventure». Für die langen Fahrtzeiten jenseits bewohnbarer Küsten war vorgesorgt worden: 45 Tonnen Schiffszwieback hatten die beiden Schiffe an Bord, knapp 14 Tonnen Mehl, 42,5 Tonnen gepökeltes Schweine- und Rinderfleisch, 20 Tonnen Erbsen, 10 Tonnen Weizen, 14 Tonnen Sauerkraut, 4 Tonnen gesalzenen Kohl, gut 88 000 Liter Trinkwasser, mehr als 29 000 Liter Bier und 7700 Liter Rum und Brandy, dazu gut 4700 Liter Wein (nur für Kapitäne, Offiziere und Wissenschaftler), Butter, Käse, Zucker, Öl, Essig, Rosinen, Salz und noch einiges mehr. Frisches Obst und Gemüse sollte wieder auf Landgängen besorgt werden. Auf den langen arktischen Reisepassagen musste es ohne Grün gehen.



Georg Forster, eben schon als wissenschaftlicher Begleiter der zweiten Reise vorgestellt, beschrieb rückblickend die Strapazen der Reise, vor allem die des Navigierens an der Eisgrenze des Südpolarmeers.

Fast immer in dicke Nebel eingehüllt; Regen, Hagel und Schnee, die um die Wette mit einander abwechselten; der Mitte des Sommers ohngeachtet eine bis zum Gefrier-Punct des Thermometers kalte Luft; rund um uns her unzählbare Eis-Inseln, gegen welche wir stets Gefahr liefen zu scheitern; unsre tägliche Kost nichts als Eingesalzenes, wodurch nebst Frost und Nässe unser ganzes Blut in Unordnung gerieth ... Dies zusammengenommen, waren Unannehmlichkeiten, die uns allen den sehnlichsten Wunsch abnöthigten, daß wir endlich in eine bessere Lage und mildere Himmelsgegend kommen mögten.

Der Landmensch und Kopfarbeiter Forster war beeindruckt von den Leistungen der Matrosen:

Um sich warm zu erhalten, laufen sie beständig auf und ab, bis irgend ein Vorfall sie zur Arbeit ruft. Ändert der Wind seine Richtung, so werden die Segel nur anders gestellt; steigt aber seine Heftigkeit, so müssen sie theils eingereft, theils völlig eingezogen werden. Der Anblick dieser gefährlichen Verrichtung ist schauerhaft, wenigstens für jeden, der es nicht gewohnt ist, Menschen ihr Leben auf das Spiel setzen zu sehen. Sobald die untersten Zipfel des Segels vom Verdeck aus gelöst und aufgezo- gen werden, brausen die Winde darin, und schlagen es an Stange und Mast, daß das ganze Schiff davon erbebt. Mit bewundernswürdiger Behendigkeit und nicht geringem Muthe klettern die Matrosen sogleich bis zur zweyten oder dritten Verlängerung der Masten hinan. Dort hängen in starken Tauen die Segelstangen oder Raaen quer über das Schiff; an ihren beyden Enden und in der Mitte befestigt, hängt ein schlotterndes Tau, welches den Füßen des verwegenen Seemannes zum Ruhepunkt dient. Auf diesem Seil gehen sechs bis acht Matrosen hurtig und mit sichrem Tritt zu beyden Seiten bis an die äußersten Enden der Raa hinaus, trotz dem Winde, der das flatternde Segel gewaltsam hin und her schleudert, und das Seil unter ihren Füßen erschüttert; trotz der schwankenden Bewegung des Schiffs, welche in jener Höhe ohne Vergleich stärker gefühlt wird, als auf dem Verdecke. ... Ich habe zu gleicher Zeit das Ende der großen Raa sich in eine thürmende Welle



tauchen sehen. Der Matrose am Ende einer Segelstange, die gegen funfzig Fuß [= 17 m] hoch am Maste hängt, wird ... mit jeder Welle alsdann durch einen Bogen von funfzig bis sechzig Fuß [= 17 – 20 m] geschaukelt. Jetzt scheint er ins Meer hinabgeschleudert zu werden; jetzt wieder die Sterne zu berühren. ... Ihm muß es übrigens gleichgelten, ob die Sonne ihm dazu leuchtet, oder ob er sich, in der tiefsten Finsterniß der Nacht, blos auf das Tasten seiner harten Hände verlassen darf.

Im Nebel des eisigen Südpazifiks ging im ersten Jahr der Entdeckungsfahrt das Begleitschiff «Adventure» verloren. Die «Resolution»-Crew sah sich, wie Forster berichtete,

in die traurige Nothwendigkeit versetzt, in dem unangenehmen Lauf nach Süden allein fortzufahren und uns in die Gefahren dieses eiskalten Himmelsstrichs von neuem, aber ohne die bisherige einzige Hofnung zu wagen, von unsern Gefährten Hülfe und Rettung zu erlangen, falls unser eignes Schiff unglücklicherweise verloren gehen sollte.

Drei Monate später kam es zum Wiedersehen an einem für den südlichen Winter vereinbarten Treffpunkt in Neuseeland. Im folgenden Jahr riss der Kontakt zwischen den beiden Schiffen ganz ab; die «Adventure» kehrte daher bereits ein Jahr früher als Cooks «Resolution» nach England zurück.

Die südlichen Winter nutzte Cook, um in Neuseeland oder Tahiti notwendige Reparaturen durchzuführen, der Mannschaft Pausen zu gönnen und weitere Inseln auf den europäischen Karten des Pazifiks zu vermerken. Die Distanzen, die er dabei zurücklegte, sind beeindruckend. Im März 1774 war Cook auf der Osterinsel, die heute zu Chile gehört. Dann wandte er sich gen Westen und kam über die Marquesas, das unvermeidliche Tahiti, Tonga und den äußersten Südwestrand der Fidschi-Inselgruppe, die er als solche nicht erkannte, zur Vanuatu-Inselgruppe. Von dort ging es südlich nach Neukaledonien, das 1500 Kilometer nordöstlich des australischen Brisbane und mehr als 8000 Kilometer westlich der Osterinsel liegt. 8000 Kilometer! So weit ist es auch von Chicago bis Moskau. Die Bewohner von Vanuatu und Neukaledonien, hielt Cook fest, unterschieden sich in Sprache und Kultur deutlich von den weiter östlich gelegenen



Pazifikbewohnern. In diesen Beobachtungen spiegelt sich die Grenze zwischen Melanesien und Polynesien.

Über viele der Inseln, auf die Cook traf, gab es bereits Nachrichten aus spanischen oder niederländischen Quellen. Doch die waren wegen der ungenauen Längengradangaben wenig verlässlich. Cooks zweite Reise ist in die Geschichte der Geographie auch durch den Nachweis eingegangen, dass der britische Uhrmacher John Harrison das Längengradproblem wirklich hatte lösen können. Harrison hatte eine Uhr gebaut, die auch bei Temperaturschwankungen, Nässe und Stürmen zuverlässig und genau ging. Durch den Unterschied zwischen lokaler Zeit (die ließ sich durch die Beobachtung von Sonne oder Sternen ermitteln) und englischer Zeit (die konnte man auf Harrisons Uhr ablesen) ließ sich nun der aktuelle Längengrad bestimmen.

1775 kehrte Cook nach England zurück. Er wurde bei Hofe vorgestellt und in der Londoner Gesellschaft gefeiert. Doch schon ein Jahr später brach er zu einer dritten Weltreise auf. Nachdem Cook die Nichtexistenz des über Jahrhunderte angenommenen großen Kontinents im unwirtlichen Süden des Globus nachgewiesen hatte, schien er der richtige Mann zu sein, sich um die seit Jahrhunderten offene Frage der nördlichen Amerika-Umfahrung zu kümmern, und zwar nicht vom Atlantik, sondern vom Pazifik aus. Diese Nordwestpassage war bereits seit dem 16. Jahrhundert erfolglos gesucht worden. Immer noch ging es um die Frage, wie China und Indien am schnellsten und kostengünstigsten erreicht werden konnten. Der Panamakanal war noch nicht gebaut, und der Weg um Südamerika, an Feuerland und Kap Hoorn vorbei, war weit und gefährlich. Auch den Suezkanal gab es noch nicht. Die Reise um Afrika herum über den Indischen Ozean und – nach China – über den Indischen Ozean und das Südchinesische Meer dauerte lang und war wegen der Windverhältnisse nur in manchen Jahreszeiten möglich.

Cook brach erneut mit zwei Schiffen auf, die diesmal während der ganzen Expedition zusammenblieben. Erneut war das erste Ziel der südliche Pazifik, erneut Tahiti, erneut kleinere Entdeckungen. Doch manches war anders auf dieser Reise. Die Wissenschaftler fehlten. Es war auch nur ein einziger Maler an Bord. Deutlicher als bei den ersten beiden Reisen stand ein Reisezweck im Vordergrund, der weniger mit aufklärerischer Wissenschaft und dafür mehr mit britischer Weltgeltung zu tun hatte. James Cook selbst scheint mit den Jahren



ungeduldiger und herrischer geworden zu sein. Seine Matrosen waren oft unzufrieden mit ihm. Auch die Menschen, die Cook auf den Inseln begegneten, nahmen ihn als wenig verständnisvoll wahr.

Von Tahiti aus wandte Cook sich nach Norden und traf im Januar 1778 völlig überraschend und als erster Europäer auf die Inselgruppe Hawaii. Nach kurzem Aufenthalt dort steuerte er östlich Richtung nordamerikanische Küste, die er im März 1778 erreichte. Von knapp unterhalb der heutigen Grenze zwischen Kanada und den USA tastete er sich nach Norden vor, immer auf der Suche nach einem land- und eisfreien östlichen Durchlass Richtung Atlantik. Er kam in die Beringstraße, stieß weiter nach Norden vor als je ein europäisches Schiff vor ihm. Doch eine Nordwestpassage fand er nicht. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts sollte es dem Norweger Roald Amundsen mit einem kleinen Schiff gelingen, Amerika nördlich zu umfahren. Eine praktikable Schiffsroute gibt es trotz Klimawandel bis heute nicht.

Am Ende des nördlichen Sommers wich Cook dem zunehmenden Eis aus. Ende November erreichte er die Hawaii-Inselgruppe, wo er zu überwintern gedachte, um im Sommer 1779 die Suche nach der Nordwestpassage wieder aufzunehmen. Doch James Cook sollte den nächsten Sommer nicht mehr erleben. Am 14. Februar 1779 starb er, erstochen bei einer gewaltsamen Auseinandersetzung, nachdem Hawaiianer eines seiner Beiboote weggenommen hatten. Insgesamt gab es bei diesem Konflikt mehr als zwanzig Tote. Hier schloss sich ein Kreis, denn schon der erste Kontakt mit den neuseeländischen Maori auf der ersten Reise Cooks war außer Kontrolle geraten. Dabei hatte es einen Toten auf Seiten der Einheimischen gegeben. Obwohl damals der tahitianische Priester Tupaia mit den Maori hatte sprechen können und so eine Art kultureller Vermittlung möglich war, hatten sich gravierende Missverständnisse nicht vermeiden lassen.

Durch alle drei Reisen hindurch zogen sich kulturelle Missverständnisse, obwohl Cook sehr vorsichtig vorging, sich bemühte, friedlich zu erscheinen, und nach Ansicht von Teilen seiner Besatzung eher zu vertrauensvoll mit den Fremden umging. Europäische Selbstverständlichkeiten über Ehe und Familie, Eigentum, Ehre, Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, den Umgang mit dem eigenen und dem fremden Körper, über Religion und Staat, Vergangenheit und Zukunft passten nicht gut für die Gesellschaften des Pazifiks oder liefen völlig ins Leere. Georg Forster erkannte auf Tahiti die Grenzen des gegenseitigen Verstehens.



In ... die Religion und Landes-Verfassung betreffenden Umständen, sind wir aber nicht imstande hinlängliche Auskunft zu geben; denn wegen der Kürze unseres Aufenthalts und mangelhaften Kenntniß ihrer Sprache wars nicht möglich von allem gehörigen Unterricht zu erlangen.

Das führte zu Irritationen. Die Weißen beobachteten erschrocken, wie sich Polynesier in ihrer Trauer um Tote selbst verletzten. Umgekehrt sahen die Bewohner Tahitis voller Entsetzen, wie durch Fesselung wehrlos gemachte Weiße von ihren eigenen Leuten ausgepeitscht wurden. Das dahinterstehende Straf- und Disziplinarsystem verstanden sie nicht.

Die Reiseberichte Cooks und seiner Crew sind voll von Klagen über Diebstahl, Betrug und Unehrllichkeit. Doch die Polynesier drückten über Geben und Nehmen soziale Beziehungen aus und taten daher aus ihrer Sicht weder Ungewöhnliches noch Unrechtes, wenn sie europäische Güter an sich nahmen. Mehrfach waren gewaltsame, ja tödliche Auseinandersetzungen die Folge, auch deshalb, weil die Europäer manche Messinstrumente oder Werkzeuge einfach nicht entbehren konnten, wenn sie heil und sicher nach Europa zurückkehren wollten. Umgekehrt machten pazifische Selbstverständlichkeiten für die europäischen Seefahrer keinen Sinn, etwa das Tabu, das heißt die Bezeichnung eines Ortes, einer Person oder einer Sache als unantastbar, manchmal sogar als unaussprechlich. Doch manche von ihnen bezahlten für die Übertretung solcher Grenzen mit dem Leben, auch deswegen, weil die Südseebewohner Grundlagen ihrer Ordnung und ihrer zukunftsichernden Beziehung zu den Göttern in Gefahr sahen. Gelegentlich stolperten die Europäer in Konflikte zwischen verschiedenen Gruppen hinein, die sie nicht oder kaum verstanden.

James Cooks Tod auf Hawaii am 14. Februar 1779 war wohl ebenfalls Folge eines solchen Missverständnisses. Wieder ging es um (aus europäischer Sicht) Eigentumsdelikte. Hinzu kam (aus hawaiianischer Sicht) Cooks unklare Stellung zwischen Götter- und Menschenwelt, die sein Handeln unverständlich erscheinen ließ. Nach dem tödlichen Stich zerlegten die Hawaiianer den Körper Cooks und verteilten ihn unter die Großen der Region. Der Chief Kerriebo erhielt den Kopf und einige andere Teile, Cooks Haare gingen an Maya Maya, einen anderen Chief. Die geschockten Weißen verlangten ihren toten Kapitän zurück, erhielten aber nur größere Teile seines Fleisches, mit dem sie eine (aus weißer Sicht) ord-



nungsgemäße Seebestattung durchführten. Die Knochen blieben bei den Hawaiianern. Cook war (aus hawaiianischer Sicht) mindestens ein gottähnliches Wesen, das nicht einfach nach der Methode der Weißen versenkt werden konnte. Das war viel zu gefährlich. Die Kraft, die in den haltbaren Teilen des Körpers wohnte, konnte weiter wirksam sein. Die Kunst bestand darin, sie zum Wohle der Lebenden zu nutzen und nicht zu ihrem Verderben werden zu lassen. Mehr als zwanzig Jahre nach Cooks Tod wurden seine Knochen auf Hawaii noch in hohen Ehren gehalten.

Ohne ihren Expeditionsleiter kehrten die beiden Schiffe im Oktober 1780 nach London zurück. Weil sie im Sommer 1779 noch einmal vergeblich nach der Nordwestpassage gesucht hatten, war die Nachricht von Cooks Tod schneller in London als sie. Cook wurde betrauert, seine Verehrung begann. Wie nach den ersten beiden Reisen wurden wissenschaftliche Berichte und Erzählungen der Beteiligten veröffentlicht. James Cooks Reisen hatten europaweit großes Aufsehen erregt. Dabei ging es nicht nur um das endgültige Aus für den Südkontinent, die Harrison-Uhr und das Sauerkraut. Vielmehr gaben die Nachrichten über die Bewohner der Pazifikinseln schwierige Rätsel auf: Wie waren sie dorthin gekommen? Wie ließen sich ihre von bisherigen Erfahrungen und Kenntnissen völlig abweichenden Rituale und Zeremonien erklären? Diese Fragen interessierten die Europäer, wie überhaupt das Fremde hier in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein wichtiges Thema war. Chinesisches Porzellan und chinesische Seide wurden gehandelt und nachgeahmt. Chinesische und japanische Architekturelemente zierten europäische Gärten.

Verwobene Welten

Europäische Historiker haben für die Zeit, in der Cook die Welt als Erster im Ganzen sah, verschiedene Bezeichnungen gefunden: Absolutismus zum Beispiel (da denken wir an den französischen Sonnenkönig Ludwig XIV. und das Schloss von Versailles) oder Barock (da denken wir an bayerische Kirchen und Klöster, pausbäckige Engel und die Feuerwerksmusik von Georg Friedrich Händel). Doch zu Cooks Leben wollen diese Etiketten nicht passen. Während seiner



dritten Reise tobte ein Krieg zwischen den Briten und den Bewohnern ihrer nordamerikanischen Kolonien. Die USA entstanden, eine Welt jenseits von Barock und Absolutismus zeichnete sich ab. Aber auch das frühere Leben von James Cook war anders gewesen. Der hungrige Junge, der an der englischen Ostküste nach Arbeit gesucht hatte, legte einen beeindruckenden sozialen Aufstieg hin, der aber so ungewöhnlich auch wieder nicht war. Auch im 18. Jahrhundert konnten kleine Leute große Karrieren machen. Umgekehrt haben in seiner Zeit große Adelsfamilien und auch Königshäuser schnell an Bedeutung verloren oder sind ausgestorben. Absolutistische Herren waren weniger unantastbar und barocke Klöster weniger einzigartig und herausgehoben, als es uns heute scheint.

Als Aufklärung wird die Zeit Cooks auch bezeichnet. Das passt besser zu ihm, denn Neugier, Verwissenschaftlichung und Systematisierung sind im Handeln Cooks ganz deutlich. Minutiös gezeichnete Karten, die Harrison-Uhr und das Sauerkraut stehen dafür. Doch Aufklärung ist vielschichtig, und nicht jede Schicht gefällt uns. Aufklärung bedeutet auch, sich selbst in der Welt neu zu positionieren. Das taten die Aufklärer, und sie sahen sich vorn. Asiatische und pazifische Welten waren den Europäern zu Zeiten Cooks fern und nah zugleich. Alle Kulturen der Welt basierten am Ende des 18. Jahrhunderts noch auf einer Reihe gemeinsamer Grundlagen: Schiffe wurden mit Muskel- und Windkraft bewegt. Nachrichten waren nicht schneller, als ein Schiff fahren oder ein Tier laufen konnte. Alle Menschen lebten im Angesicht des Todes, von der Säuglingssterblichkeit über die Infektionskrankheiten bis hin zum irreparablen körperlichen Verschleiß. Doch neben solchen Ähnlichkeiten gab es große Unterschiede. Fremde Welten lagen an den Rändern der eigenen Welt. Das wussten Europäer, Maori und Hawaiianer nun dank Cook. Der Weg dorthin war beschwerlich und gefährlich, das hatten Cooks und Tupaia's Schicksale gezeigt. Die Intellektuellen Europas arbeiteten daran, die vielen Nachrichten über fremde Kulturen zusammenzudenken und in ein System zu bringen. Noch nahmen sie diese Kulturen als prinzipiell gleichwertig wahr. Aber schon bald begannen sie, sich selbst an der Spitze einer Entwicklung zu sehen.

«Die Entdeckungen, welche unsre europäischen Seefahrer in fernen Meeren und auf entlegenen Küsten gemacht haben, geben uns ein ebenso lehrreiches als unterhaltendes Schauspiel», sagte Friedrich Schiller 1789 in seiner Jenaer An-



trittsvorlesung, die er «Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?» nannte.

Sie zeigen uns Völkerschaften, die auf den mannichfaltigsten Stufen der Bildung um uns herum gelagert sind, wie Kinder verschiedenen Alters um einen Erwachsenen herum stehen, und durch ihr Beyspiel ihm in Erinnerung bringen, was er selbst vormals gewesen, und wovon er ausgegangen ist. Eine weise Hand scheint uns diese rohen Völkerstämme bis auf den Zeitpunkt aufgespart zu haben, wo wir in unsrer eignen Kultur weit genug würden fortgeschritten seyn, um von dieser Entdeckung eine nützliche Anwendung auf uns selbst zu machen, und den verlohrnen Anfang unsers Geschlechts aus diesem Spiegel wieder herzustellen.

Schiller beobachtete aufmerksam, was Cook, Forster und die anderen Weltreisenden dieser Jahre herausfanden. Und er begann, Unterschiede zu machen. Die Menschen waren für Schiller zwar grundsätzlich gleich, standen aber auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen, von denen die europäische die höchste, die der Erwachsenen war.

Wenige Jahre zuvor hatte der deutsche Aufklärer Immanuel Kant gefordert, eine Weltgeschichte müsse den Plan der Natur selbst nachvollziehen, «der auf die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung abziele». Sie müsse bei den alten Griechen beginnen, das Römische Reich anschließen und dann die Geschichte bis zur Jetztzeit verfolgen. Die außereuropäische Geschichte sei weniger wichtig. Wenn man

die Staatengeschichte anderer Völker, so wie deren Kenntnis durch eben diese aufgeklärten Nationen allmählich zu uns gelangt ist, episodisch hinzutut: so wird man einen regelmäßigen Gang der Verbesserung der Staatsverfassung in unserem Weltteile (der wahrscheinlicher Weise allen anderen dereinst Gesetze geben wird) entdecken.

Für Kant ist die Weltgeschichte eigentlich nur europäische Geschichte. Der Rest der Welt wird zur Episode, um «den regelmäßigen Gang der Verbesserung der Staatsverfassung» nicht zu stören. Der europäische Staat sei der Plan der Natur selbst. Das wertete die Nichteuropäer schon deutlicher ab.



Ein paar Jahrzehnte später sollte Georg Wilhelm Friedrich Hegel in seinen «Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte» mit sehr viel kräftigeren Strichen Amerika und Afrika als gar nicht zur Geschichte gehörig und Asien als Frühstadium der Geschichte bezeichnen. «Die Weltgeschichte geht von Osten nach Westen, denn Europa ist schlechthin das Ende der Weltgeschichte, Asien der Anfang.»

Cooks Reisen und die Asienbegeisterung der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stehen auf der Grenze zwischen Neugierde und Achtung gegenüber dem Fremden einerseits sowie dessen Abwertung im Sinne europäischer Überlegenheit, ja Weltbeherrschung andererseits. Noch kamen Europäer in der Fremde nicht ohne Vermittler wie den Priester Tupaia aus, noch war ihre Überlegenheit unsicher, konnte auch der Tod herausgehobener Figuren wie Cook nicht verhindert werden. Aber schon führten Europäer Kriege wie den Siebenjährigen Krieg beziehungsweise den «French and Indian War» auf asiatischem und amerikanischem Boden. «Im 18. Jahrhundert», schreibt der deutsche Historiker Jürgen Osterhammel, «verglich sich Europa mit Asien; im 19. hielt es sich für unvergleichlich – und war mit sich selbst allein.»

Wer zwischen 1800 und 1945 Weltgeschichte schrieb, wollte zeigen, wie Europa das Zentrum und das Ziel der Weltgeschichte geworden ist. Nachdem Europa sich in zwei Weltkriegen selbst aus dem Zentrum der Weltgeschichte herausgeschossen hatte, dominierten die USA und die Sowjetunion die Welt. Nun entstanden Weltgeschichten, die entweder vom Aufstieg der westlichen Zivilisation oder von der Entwicklung der Menschheit bis zum unaufhaltsamen Sieg des Kommunismus berichteten. Diese Geschichten hatten etwas von einem Staffellauf des Fortschritts.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist Europa längst nicht mehr das Zentrum der Erde. Die Welten des Kommunismus sind zusammengebrochen, der «Westen» ist sich seiner selbst nicht mehr sicher. Da scheint es ratsam, es noch einmal mit Cooks Achtung gegenüber dem Fremden zu versuchen. Seit Cook kennen wir alle Enden der Erde. Mit seinen Informationen begannen Europäer wie Schiller, Kant oder Hegel, die Welt hierarchisch zu ordnen, mit sich selbst an der Spitze. James Cook selbst war vorsichtiger. Als Seefahrer erfuhr er die Unwägbarkeiten menschlichen Lebens. Mit seinen sorgfältigen Kartierungen, seiner Suche nach dem Unbekannten, seiner Hoffnung auf technische Fortschritte,



die die Navigation leichter und das Leben der Matrosen sicherer machen könnten, dachte er im Geiste der Aufklärung. Aber er war noch offen für Vorstellungen, die sich europäischen Mustern entzogen und doch nicht schlechter als diese sein mussten. Cooks Gefährte der zweiten Reise, Georg Forster, resümierte noch,

daß die Natur des Menschen zwar überall klimatisch verschieden, aber im Ganzen, sowohl der Organisation nach, als in Beziehung auf die Triebe und den Gang ihrer Entwicklung, specifisch dieselbe ist ... Eine völlige und absolute Gleichheit unter den Menschen, so wie sie physisch nirgends eksistirt, [sei] auch sittlich unmöglich.

So wie Cook sollten wir Weltgeschichte nicht als Staffellauf des Fortschritts betrachten, sondern als neugierige und vorsichtige Forschungsreise. Wir schreiten, um im Bild des Anfangs zu bleiben, nicht einen Parcours von Helden ab, sondern untersuchen einen sehr eigentümlichen, weil chaotisch zusammengewebten, kunterbunten Teppich. Wir heben ihn in den folgenden Kapiteln an immer neuen Stellen an, und zwar weltweit. Gespannt beobachten wir Fäden unterschiedlicher Dicke, Länge und Farbe. Wir sehen Verbindungen zwischen den Stellen, an denen wir den Teppich anheben. Wir sehen Fortschritte: technische, künstlerische, politische und kulinarische. Aber es gibt auch Abbrüche und Verluste. Anders als beim Staffellauf des Fortschritts sehen wir eine überbordende Vielfalt der Geschichte. Wie aber werden wir der Vielfalt Herr?

Dionysius Exiguus ordnet die Zeit

Um die Vielfalt zu ordnen, nutzen wir die Zeit. Wir datieren Ereignisse, vergleichen und kombinieren. Doch die Datierung ist von Menschen gemacht und damit selbst Teil des chaotischen Webens am Teppich der Geschichte. Montag, der 27. Februar 2017, an dem ich diese Worte in meinen Computer tippe, könnte auch ganz anders heißen. 30 Jumada I 1438 heißt er im muslimischen Kalender, 1 Adar 5777 im jüdischen, und das sind nur wenige von vielen Namen, die dieser Tag hat oder hätte haben können, wenn sich andere Datierungssysteme durch-



gesetzt hätten. Für die Benennung der Tage, der Monate und der Jahre haben Menschen ganz unterschiedliche Lösungen gefunden. Dass wir heute weltweit vom 27. Februar 2017 sprechen, hat mit Macht und Ohnmacht zu tun, mit Religion, Politik und Symbolen, mit dem Interesse von Menschen an praktischen Lösungen – und mit dem gelehrten Mönch Dionysius Exiguus.

Dionysius stammte von der Küste des Schwarzen Meeres im heutigen Rumänien. Wir wissen weder, wann er geboren wurde, noch, wann er starb. Jedenfalls kam er als Mönch um 500 n. Chr. nach Rom. Wahrscheinlich war er zuvor in Konstantinopel gewesen. Jedenfalls beherrschte er das Lateinische wie das Griechische exzellent. Das war zu Beginn des 6. Jahrhunderts selten. Er wurde daher ein berühmter Gelehrter, ein Übersetzer, Sortierer, Zusammensteller von Rechtstexten, den sogenannten Canones. Kanonisten hießen solche Menschen damals. Zeittypisch bescheiden hat Dionysius seine Briefe mit «Dionysius Exiguus» unterschrieben, also «der kleine Dionysius» oder «der geringe Dionysius». Als diese höfliche Kultur längst vergessen und nur noch ein Teil seiner Werke übrig geblieben war, haben Menschen das für seinen zweiten Namen gehalten. Deshalb steht er bis heute in den Lexika als Dionysius Exiguus.

In den 520er Jahren wurde der damals berühmte Kanonist Dionysius mit der Lösung eines politisch wie religiös seit Jahrzehnten erbittert geführten Streits beauftragt: Wann war Ostern? Wir mögen das heute nicht mehr als weltbewegende Frage empfinden. Für die Zeitgenossen des Dionysius war sie lebenswichtig. Der Ort des zentralen christlichen Festes im Jahresablauf stand zur Debatte und damit die Zukunft jedes Einzelnen. Von Gottes Hilfe hing nach allgemeiner Ansicht das Schicksal von Menschen und ihren Gemeinwesen ab. Wer wollte da riskieren, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu Christi an der falschen Stelle im Jahreslauf, an einem unwirksamen Tag, rituell nachzuvollziehen?

In der Bibel wird für Tod und Auferstehung Christi – Karfreitag und Ostern, wie wir heute sagen – ein konkreter Zeitpunkt im Jahresablauf angegeben. Die Ereignisse wurden im Zusammenhang mit dem jüdischen Passahfest geschildert, das, dem jüdischen Kalender folgend, rund um den ersten Frühjahrsvollmond begangen wurde. Die ersten Christen, die noch als jüdische Sekte gelten konnten, feierten daher ihr Hauptfest am Tag des Frühjahrsvollmondes. Doch als die christlichen Gemeinden größer wurden und sich über das Römische Reich ausbreiteten, wuchs das Bedürfnis, sich vom Judentum abzugrenzen.



Ostern sollte zwar biblisch korrekt, aber unabhängig vom Passahfest gefeiert werden. Wenn aber nicht mehr der jüdische Kalender die Richtung angab, wurde unklar, wann das Frühjahr begann, dessen erster Vollmond die Richtgröße sein sollte. Im Römischen Reich kursierten neben dem jüdischen verschiedene andere Kalender, die diese Frage unterschiedlich beantworteten.

Grund hierfür war das allen Kalendersystemen dieser Erde gemeinsame Grundproblem: Die drei wichtigsten wiederkehrenden Zeiterfahrungen des Menschen passen mathematisch nicht zusammen. Die Drehung der Erde um die eigene Achse macht den Tag, der Umlauf des Mondes um die Erde macht den Monat, der Umlauf der Erde um die Sonne macht das Jahr. Alle drei Ereignisse sind voneinander unabhängig. Weder der Monat noch das Jahr lassen sich in Tagen restlos angeben. Ein Mondjahr dauert 354 Tage, 12 Stunden und etwas mehr als 44 Minuten, ein Sonnenjahr 365 Tage, 5 Stunden und knapp 49 Minuten. Wird das Jahr nach dem Mondkalender definiert, wie es zum Beispiel die muslimische Zeitrechnung praktiziert, dann ist das Jahr knapp 10 Tage kürzer als die Summe der Jahreszeiten. Folglich wandern die Monate allmählich durch das Jahr. Deswegen hat der neunte und Fastenmonat der Muslime, der Ramadan, in jedem Jahr einen etwas anderen Platz im Jahreslauf. Wird das Jahr nach dem Sonnenkalender definiert, tritt der gleiche Effekt verzögert ein. Nach knapp vier Jahren ist ein Tag verloren. Das mag wenig erscheinen, führt aber in Gesellschaften, die Aussaat und Ernte und daran hängende Termine für Steuern und Abgaben, Schulden und Zinsen, Feste und Feiern kalendarisch festlegen wollen, nach kurzer Zeit zu Problemen.

Das Problem war seit Jahrtausenden bekannt. Gesellschaften, für die kalendarische Genauigkeit von Bedeutung war, lösten es in der Regel durch Ergänzungen des Mondjahres. In vielen Kulturen wurden einzelnen Mondjahren ganze Monate hinzugefügt. Das konnte willkürlich und unregelmäßig erfolgen, konnte aber auch, wie in China oder Japan, sehr genaue astronomische Beobachtungen und Berechnungen zur Grundlage haben. Auch die jüdische Zeitrechnung kannte Schaltmonate, die zu sehr unterschiedlichen Jahreslängen zwischen 353 und 385 Tagen führten. Weil sie am Ende des Jahres eingefügt wurden, waren sie für die Datierung des Osterfestes nicht wichtig. Aber die sehr unterschiedlichen Jahreslängen erschwerten die Umrechnung in Kalendersysteme, die vom Sonnenumlauf ausgingen. Der Sonnenjahrkalender hatte 365 Tage und



gelegentlich einen 366. Tag, um den Kalender mit dem jahreszeitlichen Verlauf in Einklang zu bringen. Damit ging die Deckung von Monat und Mondumlauf verloren. Es konnte nicht mehr jeder Monat mit dem Neumond beginnen. Heute stellen wir die Kongruenz zwischen Tag, Monat und Jahr her, indem wir die Tage zu Wochen zusammenfassen und diese völlig unabhängig von Monat und Jahr durch die Zeit laufen lassen. Die Monate sind vom Mondumlauf gelöst. In genau definierten Abständen fügen wir dem Jahr einen Schalttag hinzu.

Diese Lösung hat zwei Wurzeln: Die Wochenidee stammt aus dem jüdischen Kalender, der sie seinerseits aus älteren Kulturen der Region übernommen hat. Sie wird mit der biblischen Geschichte von der Erschaffung der Welt in sechs Tagen und einem Ruhetag begründet. Aus dem arbeitsfreien Samstag oder Sabbat haben die Christen allerdings den arbeitsfreien Sonntag gemacht, weil Jesu Auferstehung am Tag nach dem Sabbat stattgefunden haben soll. In vielen Sprachen heißt dieser Tag daher der Tag des Herrn (im Deutschen nicht).

Die Organisation der Monate, Jahre und Schalttage stammt aus der Zeit Julius Caesars, der den römischen Kalender nach ägyptischem Vorbild reformierte (deswegen: Julianischer Kalender). Sichtbar ist das heute noch daran, dass der Schalttag am Ende des Monats Februar liegt, der in Rom der letzte Monat des Jahres war. Mit dem März begann das neue Jahr, weswegen der neunte Monat unseres Jahres September, also «der Siebte», heißt. Ihm folgen Oktober («der Achte»), November («der Neunte») und Dezember («der Zehnte»). Caesars Lösung brauchte eine Zeitlang, um sich im Reich durchzusetzen. Sie war auch nicht besonders präzise. 1582 wurde sie unter Papst Gregor XIII. korrigiert (seine Verbesserung heißt daher Gregorianischer Kalender), weil inzwischen eine Verschiebung von zehn Tagen gegenüber dem Umlauf der Erde um die Sonne eingetreten war. Es hat Jahrhunderte gedauert, diese Kalenderreform in Europa durchzusetzen. Zu groß waren die Vorbehalte bei Protestanten und Orthodoxen gegen eine Reform, die der Papst in Gang gesetzt hatte. Die Russische Revolution von 1917 ist nach dem Julianischen Kalender, der in Russland Anfang des 20. Jahrhunderts noch galt, eine Oktoberrevolution. Weil aber die russische Revolutionsregierung 1918 den Gregorianischen Kalender eingeführt hat, wird seitdem im November an sie erinnert.

Die verwirrend vielen, nicht zueinander passenden und in sich nicht immer stimmigen Kalendersysteme waren ein Grund für die Unsicherheit der Christen,



wann wirklich Ostern war. Der Streit darum war erbittert, schließlich ging es um die angemessene Vergegenwärtigung des göttlichen Heilswerkes. Um ihn zu beenden, musste zunächst festgelegt werden, nach welchem Kalender und nach welchem meteorologischen Ereignis das Frühjahr beginnen sollte. Dann war zu berechnen, wie viele Mondumläufe und wie viele scheinbare Sonnenumläufe um die Erde es seit der Kreuzigung Christi gegeben hatte. Aus diesen Angaben ließen sich Osterfestlisten von der Kreuzigung bis zur damaligen Gegenwart erarbeiten. Endlich gelang es Dionysius Exiguus, unserem hochgelehrten Kanonisten, einen Lösungsvorschlag zu machen, der sich durchsetzen konnte. Basierend auf älteren Berechnungen stellte er zudem fest, dass sich das Datum des Osterfestes in einem 532-jährigen Zyklus regelhaft wiederholte. Für die ihm vorausliegenden fünfundneunzig Jahre schrieb er die sich ergebenden Daten auf.



Die Osterfestberechnung des Dionysius war eine große Leistung. Noch wichtiger als sie selbst freilich wurde ein Nebenprodukt der Rechnerei. Aus den Osterfestlisten ergab sich ein Blick in eine prinzipiell unendliche Zukunft (jedes Jahr aufs Neue würde Ostern sein, und alle 532 Jahre würde sich der Zyklus wiederholen) und in die berechenbare Vergangenheit bis hin zum Sterbedatum Jesu. Das aber machte es möglich, noch eine alte Frage zu beantworten: Wann war Jesus eigentlich geboren worden?

Hätten die Christen das nicht einfach bei einem der vier Evangelisten nachschlagen können? Schließlich hatten die Autoren Markus, Matthäus, Lukas und Johannes Berichte über Jesu Leben gesammelt und kunstvoll in «Evangelien» zusammengefasst, wenn auch erst Jahrzehnte nach Jesu Tod. Aber zwei der vier Evangelisten erwähnen Jesu Geburt nicht einmal, und Matthäus



und Lukas datieren sie nicht im Jahr Null oder Eins. Auch von irgendeiner anderen fortlaufenden Jahreszählung oder gar von einem Monat oder Tag ist bei ihnen nicht die Rede. Das Ereignis fand statt während der «Zeit des Königs Herodes» (Matthäus und Lukas) oder der Regierungszeit des Augustus, als «Quirinius Statthalter von Syrien» war (Lukas). Das war nicht wirklich präzise. Herodes I. regierte von 37 bis 4 vor Christi Geburt. Die Alleinherrschaft des Augustus dauerte von 27 vor bis 14 nach Christus. Wie lange der römische Senator Publius Sulpicius Quirinius in Syrien war und welches Amt er dort zu welcher Zeit innehatte, ist bis heute unklar. Sicher belegt sind seine Statthalterschaft und seine Volkszählung um 6 nach Christus. Das passt aber nicht zu den Herodes-Daten.

Die konkreteste Datierung in den Evangelien überhaupt bezieht sich nur indirekt auf Jesu Geburt: «Es war im 15. Jahr der Regierung des Kaisers Tiberius; Pontius Pilatus war Statthalter von Judäa, Herodes Tetrarch von Galiläa, sein Bruder Philippus Tetrarch von Ituräa und Trachonitis, Lysianias Tetrarch von Abilene. Hohepriester waren Hannas und Kajaphas.» Zu dieser Zeit sei Johannes aufgetreten, sagt Lukas, und habe Jesus getauft. Der sei damals «etwa dreißig Jahre alt» gewesen. Nun müssen wir nur noch wissen, wann die verschiedenen Personen genau diese Ämter innehatten, dann eine Schnittmenge bilden und von der Schnittmenge aus «etwa dreißig Jahre» zurückrechnen. Schon haben wir ein Geburtsjahr, das freilich wegen des «etwa» unsicher bleibt.

Nun ist es nicht so, dass die Evangelisten nicht rechnen konnten. Sie wollten nicht. Für sie waren der Lebensinhalt und die Botschaft Jesu entscheidend, nicht deren zeitlicher Ort. Deswegen sind die Zeitangaben eher beiläufig. Die Zeitangaben selbst sind freilich nicht untypisch. Eine abstrakte Chronologie mit durchlaufenden Zahlen stand den Evangelisten nicht zur Verfügung. Zu ihrer Zeit wurde in den meisten Reichen der Erde nach Herrscher- oder Amtsjahren datiert und benannt. Die Römer etwa benannten die Jahre bevorzugt nach den amtierenden Konsuln. Das war genau, denn die Konsuln wechselten jährlich. Es war aber auch unpraktisch, denn der Überblick ging schnell verloren, und größere Zeiträume ließen sich schwer darstellen. Wer Gewissheit über eine Datumsangabe haben wollte, musste zum Forum Romanum laufen, wo die Liste der römischen Konsuln eingemeißelt war. Mit dem Ende eines Amtsträgers, eines Herrschers oder auch einer ganzen Dynastie endete in solchen Datierungssystemen die jeweilige Zeit. Dann begann eine neue Zeit mit einem neuen Namen.



Zeitangaben und Kalender hatten also in vielen Regionen der Erde zur Zeit Jesu etwas mit Herrschaft zu tun. Sie wurden auch gezielt genutzt, um Herrschaft darzustellen oder zu begründen. Besonders gut ist das in China zu sehen. Sechzig Kalendersysteme weist die chinesische Geschichte aus, und die meisten von ihnen wurden aus machtpolitischen Gründen eingeführt. Wir fangen neu an, signalisierte ein neuer Kalender, oder auch: Wir gehen zum Ursprung der Zeit zurück.

Neben solchen Herrschafts- und Dynastierechnungen existierten in einigen Weltregionen wiederkehrende Zyklen. Vor der Eroberung durch die Spanier haben mittelamerikanische Kalender so funktioniert, etwa bei den Maya. Verschiedene Zyklen wie das Jahr oder die Zeit der Schwangerschaft beim Menschen wurden zu Großzyklen verknüpft, die sich dann wiederholten. Der größte Zyklus umfasste zweiundfünfzig Jahre, danach begann die Zählung von vorn. Die Griechen bezeichneten in der Antike die Vierjahresfrist zwischen den Wettkämpfen im griechischen Olympia als Olympiaden, und diese Olympiaden wurden durchnummeriert. Einzelne Jahre konnten so genau identifiziert werden, weil ein Ereignis beispielsweise im 3. Jahr der 27. Olympiade stattgefunden hatte. Andernorts wiederum wurden Jahre nach besonderen Ereignissen benannt. Es gab das «Jahr der Hungersnot» oder das «Jahr des Feldzugs X». Der Prophet Mohammed wurde, so berichtet sein ältester Biograph Ibn Ishaq, «im Jahr des Elefanten» geboren, dem Jahr, in dem ein ägyptischer Statthalter einen Angriff auf Mekka mithilfe von Elefanten ausführte. Weil Elefanten auf der Arabischen Halbinsel wenig bekannt waren, diente das Ereignis eine Zeitlang zur Datierung. Fiel nämlich in einem Jahr nichts Nennenswertes an, war es eben das Jahr nach dem Elefanten oder andernorts vielleicht das Jahr 2 nach der Hungersnot. Außerdem gab es beispielsweise in den meisten Regionen Australiens auch Gesellschaften, die gar keinen Begriff für Zeit hatten.

In Rechnungen nach Königen, Amtsträgern, Dynastien, besonderen Ereignissen war ein Ende mitbedacht. Irgendwann würde ein neues großes Ereignis kommen, irgendwann die Dynastie enden und eine neue Dynastie oder ein neues Ereignis eine neue Zeit mit sich bringen. Eine zukunfts offene Zeitbeschreibung von einem festgelegten Punkt aus gab es selten. Die mittelamerikanischen Maya verwendeten neben der zyklischen Kalenderrechnung eine «lange Zählung» von Tagen seit einem in ferner Vergangenheit liegenden Nullpunkt.



Maya konnten also einen Tag zum Beispiel als 1.411.200 seit dem Nullpunkt angeben, taten dies aber nicht in dem uns vertrauten Dezimalsystem, sondern in Kombinationen von anderen Zeitperioden. Der Tag 9.16.0.0.0 entsprach $9 \times 144\,000$ Tage + 16×7200 Tage + 0×360 Tage + 0×20 Tage + 0×1 Tag, womit wir wieder beim Tag 1.411.200 wären. Klingt kompliziert, war es auch. In Japan wurde im 8. Jahrhundert unserer heutigen Zeitrechnung eine offene Zählung eingeführt, die sich auf ein mehr als tausend Jahre zurückliegendes Ereignis gründete: die Befriedung der japanischen Inseln durch den ersten Tenno, eine Art japanischem Kaiser.

Vor und nach Christus: Eine Zeitrechnung setzt sich durch

Von Ägypten aus wurde in der römischen Spätantike eine neue Chronologie populär: Diokletiansjahre. Kaiser Diokletian hatte das Reich um 300 grundlegend reformiert, wie wir im Kapitel «Byzanz» noch sehen werden. Vom Jahr seiner Thronbesteigung an wurde gezählt. Dionysius Exiguus legte seine Osterberechnung demnach im 248. Diokletiansjahr vor, das zu seiner Zeit aber das 248. Jahr der Märtyrer hieß. Denn Diokletian war für eine der härtesten Christenverfolgungen verantwortlich gewesen, und die Christen fanden, dass es besser sei, an die Opfer des Kaisers zu erinnern als an den Kaiser selbst.

Dionysius wollte aber überhaupt nicht mehr an einen Christenverfolger oder eine Christenverfolgung erinnern. Viel besser sei es, Jesus Christus selbst ins Zentrum der Zeit zu stellen. Deshalb gab er die zukünftigen Osterfeste nicht in Diokletiansjahren oder Märtyrernjahren an, sondern in Jahren nach Christi Geburt. Bis zur Kreuzigung hatte er ohnehin zurückrechnen müssen. Von dort aus gelangte er über die – wie wir eben gesehen haben – uneinheitlichen und ungenauen Datierungen der Evangelisten bis zum Geburtsjahr. Nach heutigem Wissen lag Dionysius falsch. Wahrscheinlich ist Jesus ein paar Jahre vor «Christi Geburt» zur Welt gekommen, ohne dass wir letzte Sicherheit über das Jahr haben können.

Die neue Datierung des Dionysius wurde immer wieder abgeschrieben. Sie verbreitete sich als Teil der Osterfestliste, die den Zeitgenossen weitaus wichtiger



war, weil sie das Seelenheil sichern half und Streit in der Christenheit vermied. Die Schreiber trugen in die Liste eher beiläufig wichtige Ereignisse des jeweiligen Jahres ein. So entstanden erste Angaben «nach Christi Geburt».

Wirklich bedeutend wurde die neue Zählung erst Jahrhunderte später über den Umweg England. Dort konkurrierten Ende des 7. Jahrhunderts mehrere Königreiche und damit mehrere Datierungssysteme miteinander. Kirchliche Beschlüsse für ganz England mussten nach den Regierungsjahren mehrerer gleichzeitig amtierender Herrscher benannt werden. Das war lästig. Die lange im Hintergrund mitlaufende Datierung «nach Christi Geburt» bot sich als alltagstaugliche Variante an. Als englische und irische Mönche in Nordwesteuropa missionierten, brachten sie das neue Datierungssystem zurück auf den europäischen Kontinent. Im 10. Jahrhundert hatten sich die Westeuropäer daran gewöhnt. Die päpstliche Kurie ging erst im 11. Jahrhundert dazu über. Zuvor hatte sie – nicht überraschend – nach Päpsten datiert. Die neue Datierung wurde nicht wichtig, weil sie besonders christlich, sondern weil sie besonders praktisch war.

Ziemlich mühsam war es allerdings, das Datierungssystem nicht nur für die Gegenwart und für die Zukunft, sondern auch zur Orientierung in der Vergangenheit zu nutzen. Unendlich viele Datierungsangaben nach Päpsten, Königen, Fürsten, Statthaltern, dazu konkurrierende Angaben in Steuerzyklen und Olympiaden, nach Naturkatastrophen und Elefanten wurden bis heute angepasst und umgerechnet. Am Anfang des 8. Jahrhunderts schrieb der englische Mönch Beda Venerabilis eine Kirchengeschichte des englischen Volkes seit Caesar, die das neue System zur Anwendung brachte. Er war einer der Ersten in einer ganzen Reihe von Gelehrten, die sich an diese Aufgabe machten. Noch schwieriger war es, all die Dinge zu datieren, die «vor Christi Geburt» stattgefunden hatten. Sie mussten rechnerisch auf einen Punkt bezogen werden, den die Akteure gar nicht gekannt haben konnten. Im europäischen Spätmittelalter entstanden erste Geschichtswerke, die konsequent von Christi Geburt an vorwärts und rückwärts zählten.



Andere Räume, andere Zeiten

Mit Jahreszahlen wie 1453 (Eroberung von Byzanz durch die Osmanen) oder 1530 (Tod Baburs, der das Mogulreich in Indien gegründet hatte) folgen wir also einer in der römischen Spätantike entwickelten christlichen Idee, deren Attraktivität in ihrer Zukunftsoffenheit, ihrer Verallgemeinerbarkeit und ihrer symbolischen Kraft lag. Christus war der Herr über die Zeit, darauf konnten sich immer mehr christliche Herrscher Europas einigen. Europa war allerdings nur ein Teil der Welt und – von China, Japan oder Indien aus betrachtet – kein besonders bedeutender. Friedliche Kontakte und militärische Siege der Europäer zunächst über Südamerikaner seit 1492, dann über Nordamerikaner, Asiaten, Australier und Afrikaner seit dem späten 18. Jahrhundert waren nötig, um das Datierungssystem weltweit zu verbreiten.

Wir sollten uns diesen Prozess allerdings nicht nur gewaltsam und einseitig vorstellen. Es trafen nicht linear und zukunfts offen denkende christliche Europäer auf zyklisch oder in Zeitschichten denkende Nichteuropäer, die Hindus, Muslime oder Buddhisten waren. Es hat, wie wir gesehen haben, lineare und zukunfts offene Kalender in verschiedenen Erdteilen gegeben. Kalender und Jahresberechnungen waren in Europa nicht grundsätzlich anders oder gar besser als in den übrigen Regionen dieser Erde, obwohl die Europäer das so sahen. Es existierten mehrere Datierungssysteme gleichzeitig, und verschiedene Menschen verbanden verschiedene Ziele mit ihnen. Für europäische Bauern war es wichtig zu wissen, wann sie säen und ernten sollten, wann sie arbeiten, ruhen und Gottesdienst halten konnten, wann Steuern, Abgaben und Schuldzinsen fällig waren. Dafür brauchten sie einen funktionierenden Kalender. Dass er ihnen auch sagte, in welchem Jahr sie lebten, dürfte viele von ihnen weniger bewegt haben. Das ging Menschen in anderen Erdteilen nicht anders. Manche mögen das europäische Datierungssystem genutzt haben, als sie es auf die eine oder andere Weise kennenlernten, weil sie sich damit leichter in der Zeit orientieren konnten. Anderen, die von Europäern kolonisiert wurden, wurde es aufgezwungen.

Einige Staaten übernahmen im 19. und im frühen 20. Jahrhundert den nun als «westlich» geltenden Kalender, um damit programmatisch ihre Herrschaft neu zu begründen. Japan führte 1872 den westlichen Kalender mit der Begrün-



dung ein, er diene der Industrialisierung und allgemein der Modernisierung des Landes. Das Osmanische Reich hatte 1873 den muslimischen Mondkalender so reformiert, dass er zunächst zum Julianischen, später zum Gregorianischen Kalender passte. 1926 ging die Türkische Republik, die dem Osmanischen Reich in Anatolien und Istanbul nachgefolgt war, zum Gregorianischen System über. Auch sie verstand den Schritt als weiteres Symbol für die Verwestlichung und Modernisierung des Landes. Doch die Bewohner Japans oder der Türkei wurden damit weder automatisch Anhänger der Idee des Fortschritts, der auf einer Zeitachse vorangeht, noch des christlichen Glaubens. Viele von ihnen nutzten den christlichen Kalender neben anderen Zeit-, Welt- und Gottesvorstellungen.

Wer zur Zeit der Evangelisten, zur Zeit des Dionysius Exiguus und danach noch bis in die Neuzeit hinein eine längere Reise unternahm, durchquerte nicht nur den Raum, sondern auch die Zeit. Immer wieder wurde sie anders beschrieben. Tage und Monate hatten unterschiedliche Namen, Längen und Unterteilungen. Wo in Europa der Tag in Stunden unterteilt wurde, änderte sich deren Länge im Jahreslauf, weil sie als gleich lange Teile des hellen Tages beziehungsweise der dunklen Nacht begriffen wurden. Im Sommer waren daher die Stunden des Tages länger, im Winter die der Nacht. Es mussten erst die mechanische Uhr und die Sanduhr erfunden werden, um die Stunden unabhängig vom hellen Tag immer gleich zu bestimmen. Seit dem Spätmittelalter schlug in Europa die städtische Turmuhr den Takt des Tages, und jede Stadt hatte ihren eigenen Takt. Erst die Eisenbahn des 19. Jahrhunderts machte es notwendig, die Zeiten der Städte aufeinander abzustimmen, und brachte schließlich sogar eine europäische, ja eine Weltzeit herbei.

Die weltweite Durchsetzung des christlichen Kalenders in den vielen Jahrhunderten nach Dionysius schaffte Synchronie, einen einheitlichen Zeittakt. Historienwerke haben diesen Zeittakt in die Geschichte zurückverlängert. Sie führten eine Einheitlichkeit herbei, die in Wirklichkeit nie bestanden hat. Chinesen, Australier und Südamerikaner sind keinem einheitlichen Takt gefolgt. Wie die Europäer hatten sie nicht einmal in ihren eigenen Regionen eine einheitliche Zeitrechnung. Wenn wir Weltgeschichte schreiben oder lesen, müssen wir die Eigenzeiten sehr vieler Gruppen und Gesellschaften an sehr vielen Orten im Blick behalten.

Diese Eigenzeiten haben auch Folgen für die Art und Weise, in der Men-



schen die Vergangenheit gliedern. Europäer haben sich angewöhnt, von Alter Geschichte oder Antike, von Mittelalter und Neuzeit zu sprechen. Diese Einteilung haben italienische Humanisten im 14. Jahrhundert erfunden. Sie begriffen sich als modern und fanden sich vom geistig vorbildlichen Erbe der Griechen und Römer durch eine dunkle Zwischenzeit, eben das «Mittel-Alter», getrennt. Das Bild einer Wiedergeburt nach dem Verfall, für die Zeit nach 500 nicht eben schmeichelhaft, prägt bis heute den Blick europäischer Historiker auf die Geschichte. Das Schema ist inzwischen verfeinert, die Antike in unterschiedliche Kulturräume aufgeteilt, die Neuzeit durch die Französische Revolution 1789 in zwei Hälften zerlegt worden. Insgesamt aber hat dieses Modell mittlerweile knapp siebenhundert Jahre überstanden.

Nun aber versagt es, wenn die europäische Geschichte in einem weltweiten Zusammenhang gesehen wird. Es gibt ein sehr verbindliches Erbe in China, das der europäischen Antike ähnelt, aber durch kein Mittelalter wirklich gefährdet wurde. In Indien gab es kein Mittelalter im europäischen Sinn. Für Mittel- und Südamerika ist die spanische Eroberung in den Jahrzehnten nach 1492 eine tiefe Zäsur. Man könnte sie mit etwas Mühe der europäischen Unterscheidung zwischen Mittelalter und Neuzeit angleichen, aber das frohgemute Neuzeitverständnis der italienischen Humanisten erscheint angesichts des Untergangs der blühenden Reiche der Inka und Azteken irgendwie unangemessen. Oder hätten die Indios, die binnen eines Jahrhunderts 90 Prozent der Bevölkerung durch Gewalt und eingeschleppte Seuchen verloren haben, von einer guten neuen Zeit reden sollen? Für die Australier war die Ankunft der Europäer 1788 eine ähnliche Katastrophe wie 1492 für die Süd- und Mittelamerikaner. Zeitlich liegt die australische Zäsur parallel zur Französischen Revolution. Aber es gibt keinen inhaltlichen Zusammenhang. Für China, Japan und Indien können weder 1492 noch 1788 oder 1789 sinnvoll als Epochengrenzen gelten.

Möglicherweise war der Erste Weltkrieg von 1914 bis 1918 das erste weltweit spürbare Ereignis. Möglicherweise hatten erst die Weltwirtschaftskrise 1929 bis 1933 oder der Zweite Weltkrieg, dessen Kernzeit von 1941 bis 1945 war, der aber in unterschiedlichen Teilen der Welt zu unterschiedlichen Zeiten begann und endete, diese einschneidende Kraft. Trotz der heute einheitlichen Datierung ist die Weltgeschichte eine Geschichte vieler Zeiten. Wann sie beginnt, ist Definitionssache.

Mehr Informationen zu diesem und vielen weiteren Büchern aus dem Verlag C.H.Beck finden Sie unter: www.chbeck.de